

Der Weg in die Gottesferne

Zum Werden des modernen Unglaubens

Von AUGUST BRUNNER

Das Mittelalter mit all seinen Fehlern und Roheiten besaß den Glauben als etwas Selbstverständliches. Nicht als ob die Atheisten ganz gefehlt hätten; aber diese waren ungläubig gegen die allgemeine Glaubenshaltung ihrer Mitwelt. Und so weit auch das Mittelalter davon entfernt war, seine Überzeugung in allem zur Tat werden zu lassen, so wußte es doch um diesen Abstand zwischen Lehre und Leben und offenbarte dies oft in heldenhafter Reue und Buße. Heute ist es gerade umgekehrt. Wohl gibt es heute noch Gläubige; ja vielleicht lebt heute der Durchschnitt der Christen ihr Christentum eher mehr als weniger als im Mittelalter. Aber diese Gläubigen fühlen sich im Gegensatz zu der allgemeinen Anschauung; sie kommen sich irgendwie fremd vor in der heutigen Zeit. Manch einer hat fast das Gefühl, als ob er für seine christliche Überzeugung um Entschuldigung bitten müßte. Die Selbstverständlichkeit des Glaubens, die Glaubensfreudigkeit schwindet mehr und mehr. Die großen Massen stehen dem Christentum fremd gegenüber; sie sind ihm selbst nicht mehr feindlich; es kommt ihnen eher als eine Sonderbarkeit vor, fast so wie wenn ein tibetatischer Lama unter uns erschiene. Die Luft ist gleichsam angefüllt mit Ungläubigkeit; wir atmen sie ein, und der Gläubige muß sich ihrer Tag um Tag erwehren wie eines todbringenden Bazillus. Die Massen aber haben sich offenbar an ihn gewöhnt, ohne daß es ihnen darum schlechter zu gehen scheint. Allerdings kann man sich fragen, ob in einer Welt, die reicher mit irdischen Gütern gesegnet ist als je ein Zeitalter vor uns, und wo doch Millionen hungern, frieren oder heimatlos geworden sind, wo Millionen auf Schlachtfeldern oder unter den Trümmern der Städte ihr Leben lassen mußten, ob in einer solchen Welt alles seine Richtigkeit hat. Leider muß man aber auch feststellen, daß die schweren Prüfungen der beiden Weltkriege zu keiner Umkehr geführt haben und die heutige Welt nach wie vor in ihrer selbstverständlichen Einstellung ungläubig und religionslos ist. Woher kommt diese allgemeine Gleichgültigkeit gegen religiöse Fragen, ja das Unvermögen des heutigen Menschen, diesen Dingen, die in früheren Zeiten die Massen bis ins Tiefste erregen konnten, auch nur einige Aufmerksamkeit entgegenzubringen?

Die allgemeine Ungläubigkeit ist natürlich nicht von heute und gestern; sie hat eine lange Geschichte. Es ist wohl kein Zufall, daß sie mit zwei Umwälzungen beginnt, die weithin die heutige Kultur bestimmt haben und bestimmen, der Reformation und dem Aufkommen der Naturwissen-

schaften. Vielleicht stehen auch diese beiden geschichtlichen Erscheinungen nicht so beziehungslos nebeneinander, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte; sie gehen wohl auf eine gemeinsame geistige Haltung als auf ihre Wurzel zurück. Daher kommt es auch, daß sie die gleichen Früchte gezeitigt haben. Gewiß waren diese Früchte von den Reformatoren weder gewollt noch vorausgesehen; aber geistige Bewegungen sind wie Kinder, die, einmal erwachsen, sich von ihren Eltern unabhängig machen und sich nach ihren eigenen Anlagen auswirken, ob die Eltern dieses ihr Wesen erkannt haben oder nicht, ob es ihnen angenehm ist oder nicht.

Es ist bekannt, daß die neue Wissenschaft im 16. Jahrhundert in den Kreisen der Gläubigen vielfach auf Widerstand stieß. Sie meinten, in ihr etwas dem Glauben Feindliches, ja etwas Teuflisches zu spüren. Anderseits gab es Vertreter dieser neuen Wissenschaft, die in ihr ein Werkzeug zur Vernichtung der Kirche und des Christentums erblickten und sie aus diesem Grunde begrüßten. Beide Ansichten waren im wesentlichen falsch. Wenn es auch heute noch, besonders in gewissen Ländern und bestimmten politisch-religiösen Bewegungen Nachzügler gibt, die da meinen, Glaube und Naturwissenschaften seien so wenig miteinander vereinbar wie Wasser und Feuer, so ist doch der Beweis schon längst durch die Tat erbracht, daß man zugleich tief gläubig und ein hervorragender Naturforscher sein kann. Bei den Gläubigen hat ja auch das erste Mißtrauen seit langem einem Interesse Platz gemacht, das nicht geringer ist als in ungläubigen Kreisen. Der anfängliche Widerstand beruhte auf einer Verkennung des Wesens und des Vermögens der neuen Wissenschaft auf beiden Seiten¹. Man glaubte, sie würde und könnte die Rolle der bisherigen Metaphysik übernehmen, und davor fürchteten sich die Anhänger der Scholastik, so wie sich ihre Gegner davon den Sturz des Christentums versprachen. Einzig dieser Irrtum — und nicht die Naturwissenschaft an sich — ist es, der so verhängnisvoll geworden ist; denn auch heute noch ist die landläufige Einstellung zu Religion und Naturwissenschaft von ihm beherrscht, und er ist für die Entfremdung der heutigen abendländischen Menschheit von der Religion verantwortlich, auch wenn er mittlerweile theoretisch durchaus behoben wurde.

Es ist schon längst hervorgehoben worden, daß das Aufkommen der Naturwissenschaften von einer neuen Einstellung zur Wirklichkeit bedingt war. Der mittelalterliche Mensch stand wie jener der Antike der Natur als einem göttlichen Werk oder göttlichen Wesen gegenüber, das man wohl in der stummen Kontemplation ehrfürchtig bewundern konnte, das zu ändern der Mensch sich aber nie unterstehen dürfte, ohne auf ein Haupt den Fluch der Gottheit gegen das seine Grenzen überschreitende Geschöpf

¹ Vgl. „Descartes und sein Erbe“, in dieser Zeitschrift Bd. 132 (1927) S. 273—283.

herabzuziehen. Der neue Mensch hingegen ist beseelt von dem Willen, die Geheimnisse der Natur zu ergründen, ihre Kräfte zu zähmen, sie in den eigenen Dienst zu stellen und mit ihrer Hilfe das Angesicht der Erde so zu gestalten, daß sie für ihn immer wohnlicher wird. Zum ersten Male ist sich der Mensch seiner Würde und der Macht seines Geistes bewußt geworden, zum ersten Male auch hat er begriffen, wie sehr der Stoff unter ihm steht und daß die lebendigen, geheimnisvollen Mächte, die man bisher in ihn hineingeschaut hatte, nichts sind als notwendig wirkende, mechanische Kräfte. Diese beiden einander entsprechenden Erkenntnisse sind nicht falsch; sie sind auch dem Geist des Christentums so wenig entgegengesetzt, daß sie ihm vielmehr entsprungen sind als eine Folgerung aus den beiden großen christlichen Lehren von der Würde des Menschen als Kind Gottes und dem Wert seiner unsterblichen Seele. Im Hause seines Vaters kann das Kind alles tun, was seinem Kindsein nicht entgegen ist, und alle übrigen Geschöpfe stehen zu seiner Verfügung. Aus diesem Grunde ist auch die Naturwissenschaft keineswegs mit dem Christentum unvereinbar.

Aber der neue Wille, über die Natur zu herrschen, entsprang nicht unmittelbar christlichen Antrieben. In ihm machte sich vielmehr die Sucht nach Gewinn und Macht geltend, die immer im Menschen schlummert und die sich nun durch das neue Selbstbewußtsein des Menschen, wie wir es in den italienischen Großen der Renaissance zum ersten Mal erschauen, von den lästigen Fesseln der Sittlichkeit und der Liebe befreit fühlte. Immer mehr wird nun der Besitz zum Gradmesser der sozialen Stellung des Menschen, so sehr, daß wir uns heute Gewalt antun müssen, um nicht mit diesem Maßstab zu messen, auch wenn wir ihn theoretisch verwerfen. Mit andern Worten: der innere und überall wirkende Drang nach Macht hat eine wirtschaftliche Form angenommen und in dieser Form ist er zur obersten Richtschnur des heutigen Lebens geworden. Wir brauchen nur die Philosophie zu befragen, die ihren weiten Erfolg gerade dem Umstand verdankte, daß sie dem noch unausgesprochenen Empfinden der heutigen Zeit Worte verlieh: die Existentialphilosophie. Nach ihr tritt der Mensch an alle Dinge unter dem Gesichtswinkel der Zeughaftigkeit heran; er befragt sie nach ihrer möglichen Dienlichkeit für seine Zwecke, nach ihrer Verwendbarkeit für seine Technik. Das Sein der Dinge bestünde danach nur in dieser Verwendbarkeit und in nichts anderem. Das will aber nur besagen, daß der heutige Mensch in der gewöhnlichen Haltung nichts anderes mehr sieht, weil er aus einer vor jedem besonderen Willen liegenden Einstellung heraus auf nichts anderes mehr aus ist.

Was hier als allgemein menschliche Erkenntnishaltung bezeichnet wird, ist jedoch in Wirklichkeit nur für den heutigen Menschen gültig, besonders für den Menschen der Industriestädte, der zur Natur kein inneres Verhältnis mehr hat. Für ihn ist die Natur auch am Wochenende und in den Ferien nur noch ein Gegenstand der Vergnügung und Erholung, aber nicht

mehr ein unergründliches Geheimnis, in das er seine Wurzeln einsenkt. Es wäre also falsch zu meinen, der Mensch aller Zeiten und aller Kulturen sei in dieser Haltung der Wirklichkeit gegenübergetreten. Das tut nur der durch eine dreihundertjährige Schulung hindurchgegangene heutige Mensch des Abendlandes. Für das Mittelalter und die Antike wie auch für die alten semitischen und ostasiatischen Kulturen war eine solche Haltung weder selbstverständlich noch gewöhnlich. Gewiß fand immer und überall die Zeughaftigkeit gewisser Dinge Beachtung, denn der Mensch muß sein leibliches Leben sichern. Aber diese Sicht ging nicht über einen gewissen Umkreis hinaus und verdrängte die andern Haltungen nicht. Für das Mittelalter war die Welt vor allem ein Symbol geistiger Wirklichkeiten; und der Mensch jener Zeiten lebte wie selbstverständlich inmitten dieser Sinnbilder, so daß es ihm so wenig in den Sinn kommen konnte, das Dasein des Unsichtbaren zu leugnen oder selbst es nur zu vergessen, als der heutige Mensch am Dasein der Elektrizität oder der Atomkraft zweifelt. Für den heidnischen Menschen gar war die Natur voll von göttlichen Kräften, geheimnisvoll und unberechenbar, von Mächten, ihm weit überlegen, die man durch Riten und Gebete günstig stimmen mußte. Darum gab es keinen Stand, der sich durch seine Beschäftigung nicht irgendwie mit göttlichen Gewalten in Beziehung gefühlt hätte. Für diesen Menschen gilt das Wort des Thales, das uns Aristoteles² überliefert hat, „daß alles voll von Göttern sei“. Diese Naturauffassung hat den antiken Menschen auch daran gehindert, mit Experimenten fragend an die Natur heranzutreten, obschon es ihm sonst an Wissen und Befähigung hierzu nicht gefehlt hätte. Unsere heutige ehrfürchtslose Haltung wäre ihm als ein Greuel, als eine überhebliche Beleidigung des Göttlichen erschienen. Andererseits stand der Mensch allen diesen Kulturen der Natur näher; er sah sie noch ganz selbstverständlich, und nicht nur in romantisch-idealistischer Verklärung, als etwas Lebendiges an. Erst seitdem die mechanische Wirkungsweise der stofflichen Kräfte entdeckt wurde, hat sich zwischen Mensch und Stoff die Kluft aufgetan, deren erste Formel sich in der Philosophie von Descartes findet, wo Denken und Ausdehnung sich als Widersprüche gegenüberstehen.

Da die neue Wissenschaft ihrem Wesen nach auf technische Verwendung ihrer Ergebnisse hindrängt³, ist nun alles in der Natur Mögliche Materie für die Verwendung im Dienste des Menschen geworden. Dadurch hat alles einen Bezug auf ihn erhalten; er steht nun in einer Weise im Mittelpunkt der Welt, die frühere Zeiten nur der Gottheit zugestanden haben. Das kopernikanische Weltbild hat zwar den Menschen und seine Erde aus dem Mittelpunkt der Welt verdrängt und hat ihn zu einem winzigen Bewohner eines Stäubchens im ungeheuren Weltall herabgesetzt. Aber um so mehr wurde nun der Geist des Menschen über alles erhoben. Die Selbst-

² De anima I 5, 411 a 7.

³ Vgl. vom Verfasser: „Erkenntnistheorie“ (Kolmar 1945) S. 381 f.

einschätzung des Menschen ist deswegen seitdem zwiespältig, wie sich dies schon in den „Pensées“ von Pascal ankündigt, die überhaupt zum erstenmal dem neuen Weltgefühl Ausdruck gegeben haben. Das Weltgefühl des Menschen schwankt nun zwischen der Selbstvergötterung der Menschheit, deren philosophischer Ausdruck der Idealismus ist, und der völligen Entwertung und Entmachtung des Menschen, wie sie sich im Materialismus und in der Existentialphilosophie darstellt; der Mensch versteht sich als ein Gott oder ein entartetes Tier. Die Vergöttlichung ist zu erklären aus den ungeheuren Erfolgen, die die neue Wissenschaft aufweisen konnte, die Erniedrigung aber durch den Platz, den die Naturkräfte nun im Leben des Menschen einnehmen, und aus der Ergebnislosigkeit und Ohnmacht der Naturwissenschaft für alle eigentlich menschlichen Schicksalsfragen. In beiden Fällen wird die wahre Rolle der Naturwissenschaft verkannt. Man glaubt, sie könne uns über das Sein der Wirklichkeit aufklären und die Stelle der früheren Metaphysik einnehmen. Kant meinte, mit den Methoden der Physik die Philosophie voranbringen zu können. Ganz folgerichtig mußte er zu dem Ergebnis kommen, daß Metaphysik, Seins-erkenntnis unmöglich ist; sie ist es ja auch in der Tat, wenn man mit den von ihm angewandten Methoden Philosophie treibt. Und wie es mit der Philosophie ging, so war es in noch höherem Grad mit den übrigen geistigen Werten bestellt. Einer auf Verwendbarkeit, auf Herstellung erpichten Zeit mußten diese sich entziehen; denn je höher ein Wert steht, um so unzugänglicher ist er dem bloßen Machtwillen, um so mehr ist sein Dasein Geschenk, um so mehr ist er Gnade. Es liegt dies im Wesen der Sache. Je näher eine Seins- oder Wertschicht dem Personkreis steht, um so weniger kann man sie verobjektivierend vor sich hinstellen, um so mehr ist sie auf der Seite des nicht zu verobjektivierenden Subjekts, das zu allem Verobjektivieren und mehr noch zu allem Machen bereits vorausgesetzt wird. So trat in den letzten Jahrhunderten eine immer stärkere und allgemeinere Wertblindheit ein, und unter ihr mußte natürlich am meisten der höchste aller Werte, der religiöse Wert leiden. Für den heutigen Menschen ist tatsächlich, auch wenn er theoretisch nicht Materialist ist, der Stoff die eigentliche und wahre Wirklichkeit; und alles Geschehen stellt er sich als von mechanischen Kräften verursacht vor. Immer und immer wieder sind ja Versuche gemacht worden, Leben und Geist auf stoffliche Kräfte zurückzuführen. Der Idealismus, der den Geist so laut betont, macht hier nur scheinbar eine Ausnahme. Denn sein Geist ist doch nur Geist, der Gesetze erkennt, der Maschinen konstruiert, der die Welt ebenso herstellt wie die zeughaften Dinge, also nichts als der Geist des Naturwissenschaftlers und Technikers ins Absolute erhoben.

Diesem Geist nun stand die Natur als in sich geschlossen gegenüber. Daher das in dieser Epoche immer dringender werdende erkenntnistheoretische Problem: wie kommt ein weltloser Geist zu einer Welt? Die idealistische Antwort lautete: indem er sie schafft. Diese Geschlossenheit schien

sich selbst zu genügen. Der Welt ging in der neuen Betrachtung jeder Verweis über sich hinaus verloren. Wo sie auf etwas anderes verwies, schien sie einzig auf den Menschen, den neuen Gott zu zeigen. So wurde ein überweltlicher und übermenschlicher Gott überflüssig. Die Menschheit hatte still und unbemerkt seine Stelle eingenommen. Es entging dem Forscher, daß die Naturwissenschaft immer nur einen Zustand aus einem andern, vorausgesetzten erklärt, daß sie somit über die Frage des Daseins nicht zuständig urteilen kann. Ebenso übersahen auch Gelehrte, die in ihrem Fach bedeutend, aber schlechte Philosophen waren, daß die Naturgesetze nur genauere Feststellungen der allgemeinen Verhaltensweisen des Stoffes sind, daß sie also nichts im eigentlichen Sinn erklären, so daß wir durch sie nur wissen, daß die Naturvorgänge sich so und so vollziehen, aber nicht warum. Es hat lange gebraucht, bis der Unterschied zwischen Erklären und Verstehen bewußt wurde, und er ist bis heute nicht allen klar geworden. Nicht das Fallgesetz macht die Steine fallen; sondern weil die Steine fallen, können wir diese Tatsache in einem Gesetz formulieren, das die genauen Maßverhältnisse des Fallens angibt. Durch Jahrhunderte hindurch hat man sich mit einem naiven und unphilosophischen Verständnis des Wesens der Naturgesetze begnügt. Es war dies ein bequemes Mittel, die religiöse Frage wegzuschieben.

Zur Beruhigung des modernen Menschen trug auch der Erfolg der Technik bei. In allem, was das äußere Leben betrifft, hat sie in der Tat Stauenswerthes geleistet; man kann sagen, daß sie das Angesicht der Erde erneuert hat. Das menschliche Leben baute Sicherungen auf gegen alle Gefahren, die es bis dahin immer wieder bedroht und in Frage gestellt hatten. So konnte man sich der Hoffnung hingeben, daß eines Tages jede Bedrohtheit schwinden würde, daß einmal der Mensch sein Schicksal ganz in die Hand bekäme. Dies hieß aber glauben, daß der Mensch im Grunde göttlich ist und daß diese Göttlichkeit eines Tages mit dem Fortschritt von Kultur und Wissenschaft durchbrechen würde. Tatsächlich haben ganze Generationen uneingestanden auf die Ankunft des Übermenschen gewartet, und Nietzsche hat nur ausgesprochen, was die stille Hoffnung fast aller war. Da nun die Kontingenz, die Bedingtheit des menschlichen Seins, sich in seiner Bedrohtheit am vernehmlichsten äußert, so vergaß sie der Mensch umso mehr, je leiser diese Stimme wurde. Damit verschwand auch immer mehr derjenige aus seinem Geist und seinem Herzen, durch den sein Dasein bedingt ist: Gott. An seine Stelle trat die Natur oder der Geist, d. h. im Grunde die Menschheit selbst. Langsam erstickten die religiösen Haltungen; niemand kann im Ernst die Natur, wie der heutige Mensch sie versteht, oder die Menschheit anbeten, niemand mit ihnen in Zwiesprache treten, sie um etwas bitten. An den ehernen Naturgesetzen konnte ja nach der allgemeinen Überzeugung keine Macht im Himmel und auf Erden rütteln. Die religiöse Anlage verkümmerte langsam. Religion schien gut genug für schwache Gemüter, denen Wissen und Kultur abging; im besten Fall wollte

man sie als Nahrung für das Gefühl gelten lassen. Die Menge aber verausgabte die überschüssig gewordene religiöse Kraft in Sport und Vergnügen, die auf kurze Zeit den Dienst vor dem Zeitgötzen, dem wirtschaftlichen Vorteil, unterbrachen. Denn das ist jetzt ganz unverhüllt der Gott der Zeit geworden, dem man alles opfert, Ehre, Gewissen, Freude und Glück: der Gewinn, die Wirtschaft. Das aber ist ein grausamer und unerbittlicher Gott. Er peitscht Arbeitgeber wie Arbeitnehmer erbarmungslos hinein in die Fron der Arbeit. Nie ist mehr gearbeitet worden, nie hat der Mensch so sich abgemüht, freudlos, seine Arbeit hassend und doch unfähig von ihr zu lassen, weil sie das große Mittel geworden ist, sich zu betäuben, den Blick von der gähnenden Leere und der unerträglichen Sinnlosigkeit eines solchen Daseins abzuwenden. Worum sind die unmenschlichen Kriege unserer Zeit geführt worden? Warum müssen Millionen in Not leben, wo infolge des technischen Fortschritts die Welt Überfluß an allem haben sollte? Der Götze unserer Zeit will es so. Was der wahre Gott nie verlangt hat und was man ihm auch nie zu geben gewillt gewesen wäre, das wirft man mit einer unbegreiflichen Verbissenheit diesem Moloch in den Rachen. Immer klarer wird es, wie sinnlos das alles ist; aber niemand kann das Rennen in den Abgrund aufhalten. Der wahre Gott ist längst unwirklich geworden, und so bliebe nur ein völliges Nichts, wollte man dem Götzen den Abschied geben. In der Verzweiflung bejaht der Mensch selbst die Sinnlosigkeit und — arbeitet und quält sich weiter.

Das Schrecklichste aber, das eintreten mußte, ist, daß der Mensch sich immer nach dem Bilde seines Gottes umformt. So ist der Mensch immer mehr technisiert worden; immer mehr seinem Geschöpf, der Maschine ähnlich, immer mehr Massenware, hergestellt am laufenden Band. Der heutige Großstadtmensch hat etwas von den toten, abgerissenen Bewegungen der Marionette, nicht nur bei seiner eintönigen Arbeit, die von ihm immer die gleiche Handreichung verlangt, sondern auch in seinem Äußeren und bis hinein in die Regungen seines Herzens. Ohne Stetigkeit und ohne Sinn wie das Schilf, in das der Wind fährt, so beugt sich die Masse bald hierhin, bald dorthin, und Diktatoren haben ein leichtes Spiel, wenn sie nur über die Mittel des Terrors verfügen. Naturkräfte sind unwiderstehlich. Darum ist der heutigen Menschheit auch die Idee abhanden gekommen, dem Unrecht und der rohen Gewalt Widerstand zu leisten. Was bliebe ihm auch, wenn er sein Leben dabei lassen müßte? Außer seinem irdischen Sklavendienst hat er ja nichts. Es ist nur folgerichtig, wenn ein französischer Philosoph erklärt, das einzige und nicht wieder gutzumachende Unglück sei ein früher Tod⁴. Die Beziehungen in der Familie haben gelitten, sind kälter geworden. Immer weniger versteht man eine Hingabe auf Gedeih und Verderb; immer mehr faßt man auch die persönlichsten Beziehungen als ein Experiment auf, das man unter andern Bedingungen wiederholt, wenn es das erste Mal nicht gelingt. Religion aber ist persönlichste An-

⁴ R. Polin, *La Compréhension des Valeurs* (Paris 1944).

gelegenheit, und wie alles Persönliche dem Experiment entzogen. Darum hat sie in der heutigen Welt keinen Platz mehr. In der Religion steht jeder mit seinem Schicksal vor Gott als er selbst. Wie soll der heutige Mensch das noch vermögen, wo er es selten zu einem wahren Selbst bringt? Wie sollte er noch begreifen können, daß eine persönliche Macht auch hinter dem Naturgeschehen steht, wo er kaum mehr hinter seinem eigenen Tun eine Person erkennen läßt, ja kaum mehr weiß, was Persönlichkeit ist?

So hat die allzu ausschließliche Beschäftigung mit dem Stoff, worin die Technik ja besteht, dem Menschen selbst die Züge des Stoffs aufgeprägt und ihn für die geistigen Werte blind gemacht. Wie in der Natur alles auf die unwiderstehliche Wirkung der Kräfte zurückgeht, so wird immer mehr Zwang, Gewalt, Terror das Mittel, das die Menschen zusammenhält, aber in Ordnungen, die immer unmenschlicher werden. Aus Personen sind die Menschen Gesellschaftsatome geworden, die dem jeweils größten Druck gehorchen. Sie haben keinen Stand mehr in sich selbst — und das macht doch die Person aus, daß sie in sich selber stehe und allen andern Mächten standzuhalten und die Stirne zu bieten vermag. Der heutige Mensch ist innerlich unfrei geworden, ein Bündel von Bedürfnissen; so verliert er auch eine äußere Freiheit nach der andern. Denn Freiheit behauptet sich nur durch Freiheit.

Es muß zu seiner Entschuldigung allerdings gesagt werden, daß der antike und mittelalterliche Mensch es in diesem Punkte leichter hatte. Im Naturgeschehen erblickte er nicht wie wir eine durchgehende Ordnung mechanischen Geschehens, sondern ein Wirrsal von Unvorhergesehenem, durch das sich einige Fäden geordneten Geschehens hindurchzogen. Im menschlichen Bereich deuten aber solche Linien geordneten Geschehens im Durcheinander der Kräfte auf das Eingreifen des Menschen. So schaute der Mensch auch in diesen Linien die wirkende Gegenwart Gottes. Diese Einstellung wurde erleichtert durch seine geringe Kenntnis der geschöpflichen Ursachen des Geschehens, über die hinweg er gleich zur Ersten Ursache vorstieß. Dies hat sich für uns völlig verändert. Die Ordnung — in Wirklichkeit kann von Ordnung im rein Stofflichen nicht die Rede sein so wenig wie von Unordnung; der Begriff ist zu menschlich — erklärt sich genügend aus der Unfreiheit der stofflichen Kräfte, die gar nicht anders können als so wirken, wie sie es tun. Damit ist aus der Natur gerade das Zeichen verschwunden, das uns eine persönliche Gegenwart da anzeigt, wo die Person selbst verborgen bleibt. Die Spur des Menschen erkennen wir dort, wo die Naturkräfte von ihrem Weg abgelenkt wurden, wo sie etwas geleistet haben, was sie aus sich allein nie zustande brächten. Wo eine Mauer senkrecht und regelmäßig sich in die Höhe reckt, da wissen wir, daß die Steine vom Menschen geschichtet wurden; wo Bäume in gerade ausgerichteten Reihen stehen, da ist der Same nicht vom Winde aufs Geratewohl hingetragen worden. Unser Tun ist immer ein Eingriff in das Naturgeschehen. Wir kommen als eine planende Ursache hinzu und ver-

ändern den Ablauf; wir bewirken im gewissen Sinne eine Störung. Und nur müssen wir feststellen, daß in der Natur sonst solche Störungen nicht vorkommen, sondern alles ohne Ziel rein von Wirkungsursachen getrieben vorangeht — vorangeht, als ob keine persönliche Macht lenkend und planend dahinterstände. Wir vergessen, daß Gott nicht von Zeit zu Zeit „eingreift“, weil er immer schafft; daß er nicht wie der Mensch von außen in die Natur hineinwirkt, weil er die Natur selber wirkt, weil das regelmäßige Geschehen selber, das Dasein der Naturkräfte sein Werk ist, das er in jedem Augenblick vollbringt, da sonst alles ins Nichts versänke. Gott ist nicht eine Ursache, die wie das menschliche Eingreifen zu den Naturkräften hinzutritt. Gerade weil er reines, unendliches Personsein ist, kann er seinen Geschöpfen ihr eigenes Wesen und ihre eigene Betätigungsweise lassen. Der störende Charakter unserer Eingriffe in die Natur kommt ja davon, daß wir zum Handeln unterpersönliche Kräfte in Bewegung setzen müssen und nie rein personhaft handeln können. Wir suchen immer allzu menschliche Zielstrebigkeiten in der Welt zu finden, um daraus des Daseins Gottes sicher zu werden, und wir vergessen, daß Gott allzu menschlich wäre, gliche seine Art zu handeln und seine Ziele zu verwirklichen allzusehr der unsrigen. So muß es scheinen, daß Gott nichts tut und deswegen auch nicht existiert, als lebten wir in einer Welt ohne Gott. Allerdings scheint es nur dem oberflächlichen Blick so; denn es gibt noch genug Zeichen seines Daseins in der Welt, die durch alle Wissenschaft nicht aufzuhebende Bedrohtheit unserer eigenen Existenz und ebenso das unerklärliche Dasein der Welt selber, das doch sich selbst nicht genügt und das alle Naturgesetze und alle Naturwissenschaft immer schon voraussetzen und deswegen nicht erklären. Aber der heutige Mensch bleibt nun bei den unmittelbaren Ursachen stehen — in der Naturwissenschaft und in der Technik ist dies ganz berechtigt, da sie ja keine letzten Antworten geben wollen — und seine ausgedehnte Kenntnis dieser Ursachen hat ihn zu dem Irrtum verführt, zu meinen, über sie hinaus bliebe keine Frage übrig.

Naturwissenschaft und Technik sind aber nicht etwa die Ursachen der Entleerung des heutigen Menschen, sondern nur die besondere Form, die das Streben des Menschen nach Geltung und Glück in den letzten Jahrhunderten angenommen hat. Sie sind der Ausdruck einer tiefen Veränderung, die gegen das Ende des Mittelalters in den letzten Haltungen des Menschen vor sich gegangen ist. Gegenüber dem hohen Mittelalter hat sich die Stellung des Menschen zu Gott verändert und damit auch seine Stellung zur Welt; beide bedingen sich ja immer gegenseitig.

Der mittelalterliche Mensch sah in der Welt eine Stufenfolge von immer vollkommeneren Geschöpfen, die Gott in seiner Weisheit geschaffen hatte und an deren Spitze hier auf Erden als Bewohner des Mittelpunkts des Alls der Mensch stand. Jedes Geschöpf hatte in dieser allgemeinen Ordnung seine Aufgabe und den ihr entsprechenden Spielraum, über den es nicht

hinausgehen durfte, ohne freventlich die allgemeine Ordnung zu stören und auf sich selber Fluch und Verderben herabzubeschwören. So kam diesem Menschen nie der Gedanke, er könne an den irdischen Verhältnissen etwas ändern, als besitze er die Kraft, nicht bloß den ein für allemal gegebenen Verhältnissen sich so gut wie möglich anzupassen, sondern die Lebensbedingungen selber umzugestalten. In diesen erfuhr er vielmehr fast unmittelbar Gottes Anordnung und auch Gottes nahe Vorsehung.

Dies wird gegen das Ende des Mittelalters langsam anders. Der Mensch entdeckt seine Weltüberlegenheit auf eine neue Weise; er zieht aus dem christlichen Bewußtsein seiner Gotteskindschaft eine neue Folgerung: als Kind Gottes ist er der Herr der Welt. Er wird seiner geistigen Macht, die irdische Welt selbst umzuformen, tastend und staunend inne. Er wagt zu denken, daß man das Dasein anders gestalten könne, daß es nicht immer so bleiben müsse, wie es bisher war. Vielleicht wurde er durch das Leben in den jung und kräftig aufstrebenden Städten auf diesen Gedanken geführt, wo er sich ja selbst eine neue, von ihm ausgedachte Ordnung gab. Dazu lenkte aber auch der Handel den Blick auf den Besitz, auf seine Macht und seine Möglichkeiten. Das Gewerbe lehrte ihn neue Quellen des Reichtums zu entdecken, dann auch bewußt zu suchen. So dämmerte ihm der ungeheure Gedanke auf seine Überlegenheit auch über die Natur die Möglichkeit, ihre Geheimnisse aufzuspüren und ihre Kräfte zu benützen. Aber die Machtlust hat sich dieses Gedankens bemächtigt und ihn vergiftet. Macht erringt der Mensch trotz des gegenteiligen Anscheins am leichtesten über den Stoff; dort stößt er auf keine Freiheit und Selbständigkeit, deren man nie sicher ist, die in jedem Augenblick sich gegen das Unternehmen kehren können. Der Stoff wirkt immer in der gleichen Weise. Wer diese kennt, der braucht keine Überraschungen zu fürchten. So wandte sich der Mensch von selbst zuerst der Erforschung des Stoffes zu, weil er dort den geringsten Widerstand gegen seine Machtlust spürte. Erst allmählich dehnte er den Bereich immer weiter aus, und heute ist er daran, selbst den Menschen als solchen gefügig zu machen und ihn zu einem willigen Atom umzupressen, mit dem man einfach rechnen kann, den man wie eine physikalische Größe in Vier- und Fünfjahresplänen einsetzt, im voraus gewiß, was das Ergebnis sein wird.

Aber diese neue Stellung zur Natur schloß ein neues Verhältnis zu Gott ein. Gott mußte sich gegen das frühere Empfinden aus ihr zurückgezogen haben, man mußte nicht mehr so unmittelbar in der Natur auf ihn stoßen wie bisher. Die Natur erschien selbständiger, was zunächst in der fast heidnischen Vergöttlichung zum Ausdruck kam, die wir in der Renaissance feststellen, aber auch in der Verdüsterung des Gottesbegriffes, die mit dieser Vergöttlichung zusammen eintritt. Es handelt sich dabei nur um zwei verschiedene Sichten einer einzigen geistigen Bewegung. War dem hohen Mittelalter Gott nahe gewesen, zuweilen zu sehr hineingezogen in die Geschäfte der Welt und allzu menschlich gedacht, so daß man ihm überall begegnete,

so spüren wir gegen Ende des Mittelalters eine Umstellung, die sich natürlich ihrer tiefsten Gründe nicht bewußt war. Der Nominalismus betont die Transzendenz Gottes, und um sein Bild vor allzu großer Vermenschlichung zu reinigen, rückt er ihn immer mehr ins Unerkennbare. Manche in sich unhaltbaren Beweise und Auffassungen der mittelalterlichen Philosophie sanken dahin; aber mit ihnen schwand auch manches Wahre und Gute. Höhepunkt dieser Bewegung ist die Reformation. Luther betont das schreckliche Geheimnis des verborgenen Gottes und verschiebt die Gewißheit aus dem Dogma ins Erleben der Heilsgewißheit im Glauben. Bei Calvin zittert der Mensch vor dem Geheimnis der grundlosen Vorherbestimmung zur Seligkeit oder zur Verdammnis. Der Verstand vermag nun im Religiösen nichts mehr; alles entspringt der Offenbarung Gottes. Damit rückt aber Gott an den Horizont des menschlichen Erkennens. Kant ist theologisch hier bereits vorbereitet, und die Unfähigkeit der theoretischen Vernunft, Gott und Übersinnliches zu erkennen, ist vorgezeichnet in der Unfähigkeit der natürlichen religiösen Erkenntnis bei Luther. Erkennen und Unternehmungslust finden so die Aussicht nach drüben und die Möglichkeit religiöser Betätigung verschlossen und wenden sich im Lauf der Jahrhunderte immer entschlossener der irdischen Arbeit zu, um schließlich, wo das christliche Erbe verbraucht war, sich vor der enttäuschenden Leere reiner Diesseitigkeit zu finden.

Das Hervorkehren der göttlichen Transzendenz, die Betonung der göttlichen Majestät, die wir ja auch bei Ignatius von Loyola finden, waren an sich berechtigt. Sie wollten nur wieder zur Geltung bringen, was allzu sehr in den Hintergrund geraten war. Aber wie dies so oft in der Geschichte der Fall ist: das Neue meinte nur dann bestehen zu können, wenn es das Alte ganz verdrängte. So wurde der neue Gottesbegriff zu einseitig, zu unmenschlich, zu fern. Das zeigte ja auch die Nüchternheit der neuen Liturgie. Die neue Religion lehnte jede Verbindung mit dem menschlichen Bereich ab. Sie wollte rein innerlich bleiben, und da, wo sie sich dennoch mit dem Äußeren befassen mußte, tat sie es widerwillig und ungenügend; sie überließ die Regelung weltlicher Belange zu ausschließlich irdischen Mächten, zuerst den Regierungen, und bereitete so die Möglichkeit vor, daß die wirtschaftlichen Interessen in der Beurteilung von Handlungen und Unternehmungen ausschlaggebend wurden, wie dies heute der Fall ist.

Einen allzu fernen Gott aber wird der Mensch leicht vergessen⁵. So glitten die folgenden Jahrhunderte über den Deismus der Aufklärung in die reine Diesseitigkeit des Idealismus, über die dünne und blasse Religion des Neukantianismus schließlich in den ausgesprochenen Atheismus der materialistischen und gewisser existenzialphilosophischer Systeme. Der allzu ferne Gott erschien mehr und mehr überflüssig. Vom Weltschöpfer des Deismus, der sich um seine Geschöpfe weiter nicht mehr kümmert, wurde er zur regu-

⁵ Auf diese Gefahr macht von lutherischer Seite aufmerksam H. Heimpel, Luthers weltgeschichtliche Bedeutung, in: Die Sammlung 1 (1945/46) S. 569.

lativen Idee im Kantianismus und zum Ideal der Menschheit im Idealismus. Die Naturgesetze schienen für alles innerweltliche Geschehen eine genügende Erklärung zu bieten. Religion war schließlich nur noch da wegen der Bedürfnisse des Gemütes. Aber für das Gefühl hat die moderne Kultur viele andere, leichter zugängliche Mittel zur Verfügung gestellt, Sport, Kino, Radio und anderes. Darum hat sich die Masse diesen Zerstreuungen zugewandt und die Kirchen verlassen. Vom wirtschaftlichen Kampf zermürbt, von einer eintönigen und freudlosen Arbeit seelisch erschöpft und körperlich ermüdet, hat das Industrievolk nur noch Sinn und Kraft für leicht zugängliche, oberflächliche Zerstreuungen und Vergnügen. Die absolute Herrschaft der Wirtschaft, die an Gottes Stelle getreten ist und vom heutigen Menschen eine restlose Hingabe verlangt, hat es bis jetzt verhindert, daß den menschlichen Belangen, die nicht allein und vor allem in Nahrung und Kleidung liegen, in der Organisation der Wirtschaft und der Arbeit genügend Rechnung getragen wurde. Die Arbeiterbewegung selbst, soweit sie sich auf eine materialistische und religionsfeindliche Weltanschauung gründete, hat eine Berücksichtigung der menschlichen Würde des Arbeiters erschwert, indem sie ihr den Rechtsboden entzog. Denn wenn alles in der Welt nur das Ergebnis stofflicher Kräfte ist, dann gilt auch im Verhältnis der Menschen untereinander nur das wirtschaftliche Interesse, und bei der Verteilung der Arbeit und Erträge entscheidet das Recht des Stärkeren genau wie in der Welt des Stoffes. Dann kann die stärkere Partei nur darauf aus sein, die stärkere zu bleiben; die schwächere hingegen wird versuchen, das Übergewicht zu erkämpfen, um ihrerseits dann die andere auszubeuten. Alle Berufung auf Menschenwürde und Menschenrechte kann in einer solchen Lebensauffassung nur eine List sein, um den gutgläubigen Gegner zu täuschen. Die Rücksicht auf das Wohl des Arbeiters kann hier nur den Sinn haben, den Faktor Mensch möglichst ökonomisch auszunützen; darüber hinaus etwas für ihn zu tun, ist von diesem Standpunkt aus sinnwidrig⁶.

So hat diese übertriebene oder vielmehr einseitig betonte Transzendenz zusammen mit dem naturwissenschaftlichen Denken dem modernen Menschen den Sinn für das Göttliche ersterben lassen, und rein innerweltliche Ziele haben den leeren Platz Gottes besetzt. Man glaubt, daß mit den Naturgesetzen alles erklärt ist; man meint, mit Planung und Technik alles hervorbringen zu können, und besitzt infolgedessen für all das, was sich solchem Zugriff entzieht, kein Organ mehr. Die Geschäftigkeit und das Arbeitsfieber des heutigen Großstadtlebens, die Strafe für die Verabsolutierung der Wirtschaft, verzehren die geistige Kraft, die an der rechten Stelle keine Verwendung mehr findet. Damit ging der innere Friede und die beschauliche Ruhe, die allein den wahren und sättigenden Genuß auch der irdischen Dinge ermöglichen, verloren. Inmitten seiner Reichtümer verhungert und verdurstet der heutige Mensch. Sein Tiefstes verkümmert und kann weder

⁶ Vgl. M. Scheler, *Christentum und Gesellschaft*, II. Halbbd.: *Arbeit und Weltanschauung* (Leipzig 1924) S. 85—113.

leben noch sterben. Darum erfährt er das Dasein als sinnlos. Die Zerstörungswut, die nun schon in zwei grausamen Kriegen sich gegen das eigene Werk und die Wohlfahrt von Millionen kehrte, ist doch wohl nur der Ausdruck der Enttäuschung seiner tiefsten Seele durch die technische Kultur und des Hasses gegen sie, der ihn darob erfaßt hat; sonst würde er davor zurückgeschreckt sein, einen solch hohen Preis zu bezahlen.

Wo ist nun das Heilmittel zu finden? Soll unsere Kultur nicht an der eigenen Unfruchtbarkeit absterben, soll sie sich nicht mit ihren eigenen Erfindungen vernichten, statt aus ihnen Segen und Heil für viele zu schöpfen, so müssen die religiösen Quellen wieder für die Vielen sprudeln, muß unsere Kultur wieder religiös werden. Nun wäre es verkehrt und vergeblich, eine Rückkehr zum Mittelalter und zu seinem Symbolismus zu predigen; in der Geschichte gibt es keine Wiederholungen. Auch was an kosmologischen und sich darauf stützenden philosophischen Anschauungen jener Zeit überholt ist, muß entschieden und ehrlich fallen gelassen werden. Ebensowenig können wir Naturwissenschaft und Technik verdammen und unsere Zeitgenossen ermahnen, ihnen den Rücken zu kehren. Wissenschaft und Technik sind an sich weder gut noch schlecht; sie werden es je nach dem Gebrauch, den man von ihnen macht. Auch läßt sich diese Entwicklung weder aufhalten noch ungeschehen machen. Es handelt sich vielmehr darum, daß ihnen im Leben der rechte Platz angewiesen werde und daß man von ihnen nicht erwarte, was sie nicht zu bieten imstande sind. Auch müssen die äußeren Güter möglichst gut verteilt werden, um allen Menschen ein Existenzminimum zu sichern, das ihnen erlaubt, sich über den Kampf um das tägliche Brot zu erheben und auch an das Höhere zu denken, das in ihnen lebt.

Es kommt also darauf an, sich wieder über den Sinn der Wirtschaft und der Arbeit klar zu werden. Heute ist der Mensch für diese Götzen da, wird ihnen fraglos geopfert. Nun ist aber der Mensch weder eine Maschine noch ein Tier, sonst könnte er ja keine Wirtschaft aufbauen. Mensch ist er durch seine Personwürde, durch sein geistiges Sein. Und nur in den Werten seines persönlichen und geistigen Seins, vor allem im religiösen Wert, kann er die tiefe Sättigung seiner Seele, kann er den Sinn seines Daseins finden. Arbeit und Wirtschaft sind ihrem Wesen nach nur dazu da, Kraft und Muße zu schaffen, die es dem Menschen möglich machen, sich diesen Werten zuzuwenden. Dann erst kann er wieder bei allen äußern Leiden und Enttäuschungen in den Tiefen seiner Seele echtes, erfüllendes Glück erfahren. Nur muß vor einem naheliegenden Irrtum gewarnt werden: Die geistigen Werte bestehen nicht zuerst und auch nicht zuhächst in abstrakter Verstandesbildung. Dieser Irrtum hat manche gutgemeinte Unternehmung zum Scheitern verurteilt. Die geistigen Werte sind jene, die den Menschen als solchen edel, gut, weise machen. Sie erringt der Mensch nur, wenn er wieder besinnlich wird, wenn das, was Altertum und Mittelalter Beschaulichkeit nannten, wieder den gebührenden Platz in unserm Leben einnimmt,

und zwar im Leben aller. So allein wird die Berührung mit der ganzen Wirklichkeit, die dem heutigen Menschen fehlt, sich wieder vollziehen lassen. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis ist ja, metaphysisch und menschlich gesehen, eine sehr oberflächliche Erkenntnis, da sie sich ausschließlich mit meßbaren Größen beschäftigt, und eine sehr bruchstückhafte Erkenntnis, weil alles, was nicht meßbar ist, also gerade die höheren und echt menschlichen Wirklichkeiten und Werte, ihr entgeht⁷.

Das Wirtschaftliche muß also wieder auf eine dienende Stellung im Kulturleben zurückgeführt werden. Das kann aber nur geschehen, wenn dem Menschen wieder die Augen für die geistigen Werte geöffnet werden, vor allem für die religiösen, die ja der Quellpunkt aller geistigen Kraft sind. Dazu helfen aber theoretische Überlegungen allein gar nichts. Religion entzündet sich nur an Religion. Was also not tut, das sind Menschen, vor allem Laien, die wieder ein innerliches Leben führen, für die die Religion nicht bloß in einem raschen Morgen- und Abendgebet und einer pflichtmäßig erledigten Sonntagsmesse besteht, sondern im Umgang mit Gott, in dem Verlangen nach einer immer innigeren und persönlicheren Beziehung zu ihm. Sie müssen mitten in ihrem Berufsleben den Wert der Religion erfahren und vom religiösen Mittelpunkt ihres Daseins aus ihr Berufsleben und ihre Stellung in der Welt gestalten. Christlich aufgefaßtes Berufsleben bedeutet ja, seine Arbeit und seine Aufgabe in der Gesinnung und auf die Weise verwirklichen, wie Christus es tun würde, wenn er vor die gleichen Aufgaben gestellt würde. Christus und seine Nachfolge sind das große Mittel, Gott ins Herz unseres irdischen Daseins einzuführen, ohne daß die Majestät seiner Gottheit gemindert würde. Unser Gott ist ein menschgewordener Gott; darum ist alle falsche Transzendenz und alle falsche Geistigkeit unchristlich.

Das heutige christliche Leben muß sich als innigste Durchdringung von Berufsarbeit in der Welt und beschaulicher Geistigkeit verwirklichen. Beide dürfen nicht nebeneinander stehen, oder gar sich fliehen. Sie müssen sein wie Ein- und Ausatmen. Christliche Beschauung ist nicht platonische Weltflucht, wie christliche Arbeit nicht rein diesseitige Geschäftigkeit ist. Beide stehen im Dienste des gleichen Zieles, der Heranbildung des in Christo vollgereiften Menschen. Aus der innern Kraft eines solchen Lebens muß der Christ fähig werden, nicht bloß sündhaften Gewinn von sich zu weisen, sondern auch da auf Bereicherung und irdisches Vorankommen zu verzichten, wo diese ihm keine Zeit und keine Kraft mehr lassen würden, Mensch und Christ zu sein. Daß ein solcher Verzicht vielen unsinnig vorkommen wird, beweist nur, wie sehr wir dem rein Wirtschaftlichen verfallen sind. Aber erst, wenn eine genügende Anzahl solcher Menschen sich findet, wird auch das Los der Arbeitermasse so gestaltet werden können, daß es menschenwürdig ist nicht nur in den äußeren Lebensbedingungen, sondern, was noch

⁷ Vgl. vom Verfasser: „Erkenntnistheorie“ S. 404 ff.

wichtiger ist, in den seelischen Grundlagen und Haltungen. Wir müssen es dazu bringen, auch für die Arbeit in der modernen Industrie solche Bedingungen zu schaffen, daß sie für den Arbeiter ein Mittel wird, die eigene Persönlichkeit, die Menschlichkeit zu formen und auszubilden. Diese Seite der Arbeit ist viel wichtiger als die meist allein beachtete wirtschaftliche Bedeutung. Solange dies nicht gelungen ist, solange der Mensch seine Seele verliert, um die Welt zu gewinnen, wird auch die Welt für ihn verloren sein, da er sie nur durch seine Seele besitzen kann.

Ein warmes inneres Leben wird dann auch dazu führen, daß die Feste und Zeremonien der Kirche wieder besser verstanden und persönlicher miterlebt werden. Es steht dann zu hoffen, daß im Laufe der Zeit aus dieser Vereinigung von Liturgie und Leben auch in Zukunft wieder neue schöpferische Kräfte emporquellen werden, die wie in früheren Jahrhunderten neue Sinnbilder und Feiern schaffen, Formen, die unmittelbar dem heutigen Menschen verständlich sind und der religiösen Erfahrung, wie sie unserem Empfinden entspricht, Halt und Stütze geben. Eine solche Neugestaltung der Liturgie kann natürlich nur in ehrfürchtigem Anschluß an das überkommene reiche und schöne Erbgut sich vollziehen und muß langsam aus dem frommen Brauch erwachsen, in dem sich das überströmende innere Leben Ausdruck gibt, wie dies auch bei der Gestaltung der Liturgie in früheren Jahrhunderten der Fall war.

Schließlich gibt es ein Zeichen, das Sinnbild und Wirklichkeit des wahrhaft Christlichen zugleich ist und das auch in den Anfängen des Christentums das große Werbemittel war, das eine Zeit der Schrecken und der Unruhen für Christus gewonnen hat: die christliche Liebe. Daß Gott Liebe ist, darin ist ja sein verborgenstes Geheimnis offenbar geworden, erhaben und anbetungswürdig, Größtes fordernd und doch uns so innig nahe. Die Zeiten selbst sind zu einem Aufruf zu heldenhafter Liebe geworden. Nur durch sie wird die unersättliche Gier nach Besitz und Macht, die uns seit Jahrhunderten knechtet und die schönsten Errungenschaften unserer Kultur vergiftet, zurückgedämmt und entmacht werden können. Denn Liebe ist Abkehr von der Selbstsucht, aus der aller Mißbrauch irdischer Gaben entspringt. Es mag sein, daß nur durch bittere Armut und Entsagung, die heute der Anteil so vieler, gestern noch wohlhabender Menschen geworden sind, der Bann gebrochen und der Mensch wieder fähig wird, die Kräfte der Natur zu seinem wahren Besten zu gebrauchen.

Aber wenn viele zurückfinden zur christlichen Liebe, dann waren die furchtbaren Leiden dieser Jahre nicht vergebens. Eine erneuerte und glücklichere Menschheit würde erstehen, das Auge würde wieder hellsehtig für die geistigen Wirklichkeiten und höchsten Werte.